

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

№ 90.

Freitag, den 30. Oktober

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Guttler).

„Magda.“

Zwölf Monate eines modernen Lebensbildes.
Der Wirklichkeit nachgezählt von B e d a v. B a l l h e i m.
(Fortsetzung.)

Der eben Angekommene, Julius Wischel, der geschickte Zeichner der berühmtesten Caricaturen des „Stachelschweins“, stürzte zum Tische. Mit wenigen Strichen tauchte eine zweite Figur neben der ersten auf — eine weibliche.

„Sublime!“ rief Seifflich.

„Ja, sie zählt!“ schrien die Anderen. „Schnell zu ihr; aber fordere tausend Thaler!“

„Im Ernst, Kinder“, sprach Daub, während der Waler forteilte, „so kann es nicht fortgehen, wir leben nur noch vom Deficit, trotz der achtzigtausend Abonnenten!“

„Das infame Eisenbahn-Unternehmen ist's, das uns jetzt ganz aufsitzen läßt!“ warf Kohlberg dazwischen.

„Und vorerst keine Hoffnung auf Besserung“, entgegnete Daub, einen Brief entfaltend. „Da lest selbst. Mein Sohn ist in Verzweiflung über das tiefgehende Interesse, welches die hohe Regierung jetzt den Arbeiten widmen zu müssen glaubt.“

„Kann man ihr eigentlich nicht verdenken“, lachte Pembez. „Dier Danmruschungen und ein Brückeneinsturz in der ersten Betriebswoche des ersten Viertels der Strecke!“

„Wir waren zu hitzig“, sagte Kohlberg, den Brief, welchen er mit Interesse gelesen, seinem Collegen reichend, „jetzt muß entschieden für einige Zeit solider gebaut werden, um nach allen Seiten hin Beruhigung zu geben; dann kann's ja wieder nach alter Manier weitergehen; unsere Presse thut ohnehin Alles, die fatalen Geschichten zu vertuschen.“

„Hoffentlich bringt zunächst Wischel die tausend Thaler für sein Stillleben“, sprach Daub. „Uebrigens muß der alte Stachelschweinwader, unser würdiger Verleger, wieder einmal in die gespickte Tasche greifen und mir aus der fatalen Lage helfen, welche mich sonst morgen aus diesem goldenen Käfig auf die Straße wirft.“

Frau Daub hatte mit ihrer lebenswürdigen Nonchalance Seifflich und Magda während dieser Scenen in ein lebhaftes Gespräch gezogen.

„Ich vermute, Pembez“, sagte sie jetzt, als die eifrige Unterredung der Anderen einen Augenblick schwieg, „daß Sie Hunger haben?“

„Wie Sie in die Tiefen schauen, holde Zauberin; aber wo fliebt noch unser Pactolus?“

„Wenn Sie etwas Neues wissen aus Ihrem Ressort, eine pikante Medifance, eine medifante Pilanterie, so sollen Sie essen“, war die feierliche Antwort.

„Das Neueste dieses Genres kennen Sie vermuthlich schon, die „Carriere über Nacht“ der kleinen Bellanzini, recte Blanzig. Gestern noch verlorenes Gänzchen im Chor, tritt sie übermorgen als Dinorah im Neustädter Theater auf.“

Magda, aufmerksam geworden, wandte den leuchtenden Blick auf den Sprecher.

„Ja, wie denn das?“ sagte sie, „Anderer brauchen doch Jahre zu diesem Schritt?“

„Sie zum Beispiel nicht, mein Fräulein“, wandte sich der kleine Abgeordnete zu ihr, „mit Ihrem Extérieur beherrscht man die Zeit, ohne alles Studium, selbst ohne Stimme.“

„Sagen Sie ihr das doch nicht“, unterbrach ihn Laura, „das geht über ihren provincialen Horizont. Wie war es mit der Bellanzini, lieber Pembez, wer protestirt sie?“

„Eine sehr, sehr hohe Persönlichkeit, mein Kind.“

Das „Kind“ richtete sich auf und warf einen Blick auf ihre prachtvolle Haarmanne, welche sie offen, gleich der Mutter, umwallte.

Der dicke Pembez spitzte belustigt den Mund.

„Hat auch schon Equipage“, fuhr er fort, „und Diamanten“ —

Da ging die Thüre auf, und ein Kellner mit weißverdecktem Eßlorbe trat ein, hinter ihm jubelnd die drei jüngeren Kinder Daub'. Auch Laura stürzte hervor.

„Ah, seht nur, seht nur, Pasteten, Salm und Hummern, Rheinwein zur Waldmeisterbowle, Champagner!“ so riefen die vier Mädchen durcheinander und packten, zur kaum versteckten Belustigung des Trägers, die Speisen aus.

„Die Antwort Wischel's! Das steht ihm gleich. Hat also Erfolg gehabt mit seinem Stillleben!“

Zugleich erschien auch eine dienende Hebe, ein großes Tablett mit Gläsern tragend. Im Augenblicke, wo sie es auf den Tisch stellen wollte, kniff Kohlberg sie unversehens in den fetten Arm.

„Herr Gott!“ schrie sie auf, und die Gläser klirrten zu Boden.

Da richtete sich Laura mit ernster Würde auf.

„Herr Gott? Wer ist der Herr? Ist mir nicht vorge stellt! Veraltete Institution! Räume das Zeug fort, und bringe andere Gläser, schnell!“

„Deine Tochter, Daub“, lachte Köhlberg, „die kommt nicht aus der Fassung!“

Magda hatte sich in diesem allgemeinen Tumulte betäubt und mit einem ängstlichen Gefühle auf die Veranda zurückgezogen, welche auf einen reich blühenden Garten hinausging. So sehr Frau Daub' lebenswürdige Herzlichkeit ihr in dem neuen Leben fast erdrücktes junges Gemüth anzog, so unverständlich und verwirrend war ihr der ganze Ton im Hause, welcher mit dem ruhigen, taktvollen und doch geistig regsamen der Heimath in absolutem Widerspruche stand. Und doch befand sie sich jetzt in der blendenden Welt, in welcher die Ideale ihrer Seele sich verkörpern sollten, doch waren diese Menschen die berühmten Koryphäen geistigen Lebens, die „Träger der Kultur!“ Als sie einst leise Fragen über das, was ihr in jenen Kreisen unstatthaft erschien, an ihre Pfleger zu richten wagte, antwortete man ihr, sie dürfe über geistig so hoch über ihr Stehendes nicht urtheilen, weil sie es nicht begreife, da hinten in der Provinz habe man veraltete Anschauungen und verrottete Ideen von Leben und Streben.

In der frischen, scharfen Luft fühlte sich Magda wohl. Kalt und freundlich lag der letzte, rothe Tageschein auf den schauernden Blüthen, welche, in ihrem Erstaunen über die unsanfte Berührung ihres Freundes Mai, das Duffen vergaßen. Magda's Blick flog über den Blüthenschnee der Baumkronen.

„Morgen können sie alle erfroren sein“, dachte sie, und eine wehe Ahnung berührte ihre Seele. Sie lehnte an der Brüstung der Veranda, den Kopf gegen einen der beiden Drangenbäume gestützt, die Niemand gegen die kommende kalte Nacht zu schützen gedachte, und schloß die Augen, wie, um innerlich klarer zu schauen in dem Tumult ihrer Brust.

Da fühlte sie sich plötzlich umschlungen, ein glühender Kuß brannte auf ihrem Munde, und eine heiße, zitternde Stimme flüsterte:

„Wunderbares Geschöpf, ich liebe Dich.“

Weiter kam er nicht, denn mit einem Schrei sprang Magda empor und starrte mit wildem Ausdrucke in das leidenschafts glühende Antlitz des kleinen Abgeordneten.

Wie sie hinaus in den Garten und durch ihn auf eine ihr fremde Straße gekommen, mußte sie nicht. Rathlos, zitternd war sie unbewußt in einen Thorweg getreten, um vielleicht Jemand zu finden, der ihr einen Wagen verschaffen könne, um schleunigst nach Hause zu gelangen. Als sie noch zögernd ihre außergewöhnliche Situation überlegte, kam ein hoher, eleganter Mann die Treppe herunter. Er sah sie erstaunt an, ein ironisches Lächeln erstarb auf seinen Lippen, als er Magda erkannte.

„Mein gnädiges Fräulein, wie kommen Sie hierher?“ fragte er gespannt.

Sie hob den Kopf.

„Herr Baron“, stammelte sie, „o bitte, wenn ich nur einen Wagen hätte, um nach Hause zu kommen, ich war bei Daub' — ich mag dorthin nicht zurückkehren, — nach Hause, ach, nach Hause!“

Einige Minuten später saß Magda in einem Wagen, der sie und ihren Schützer, den Baron Faurier, ihrer Wohnung zuführte.

Faurier hatte mit vollendetem Takte keine weitere

Frage an sie gerichtet. Stumm und zitternd, in tiefer, innerlicher Scham und Erniedrigung saß sie neben ihm, und ebenso suchte sie ihr Zimmer auf. Nur ein Gefühl bewegte sie, war ihr klar, fort, fort in die reine Heimath, an das Mutterherz, und wie eine Vision zog der alte Priester an ihr vorüber.

Unter strömenden Thränen schrieb sie sofort an ihre Eltern, Alles, Alles, was so lange in ihr qualend wie ein dumpfer Traum gelegen. „Laßt mich nach Hause, um Gotteswillen, meine Theuren!“ Das war der Schrei aus jedem Worte.

Sie hörte nicht, daß Frau Professor Holth, welche sich umsonst bemüht hatte, das Räthsel ihrer unerwarteten Rückkunft unter so eigenthümlichen Umständen zu ergründen, leise eintrat, und sich über sie beugend, ihren stiegenden Schriftzügen folgte. Jetzt legte sie die knöcherne Hand der Dame auf das Papier.

„Das wirst Du nicht abschicken, mein Kind“, sagte sie ruhig, indem sie den Brief zerriß. „Das Leben Deines Vaters“ — dabei legte sie ihr kalter, grauer Blick wie Schnee in des Mädchens Seele — „Deiner Eltern sorgenfreies Alter darf an Deiner Empfindseligkeit nicht zu Grunde gehen!“

Als nach einer Stunde die Frau Professor das arme Kind verließ, lag dieses gebrochen auf den Knien — ein Opfer kindlicher Liebe.

Während draußen die kalte Mainacht launisch das warme Blüthenleben erstarrte, war Magda's thränenmüdes Haupt auf die Kissen gesunken. Im Traume umhüllte sie ein dichtes Schneegestöber, wankend strebte sie auf unebenem Boden vorwärts, zu einem milden Scheine, der in weiter, weiter Ferne durch den fallenden Flockenschleier strahlte. In heißer Sehnsucht hob sie die Hände, der zitternde Fuß versuchte zu eilen, aber von Neuem peitschte ein wilder Sturm Eisstücke in ihr Antlitz. Endlich brach sie erschöpft zusammen, vor ihrem ersterbenden Blicke aber erglänzte das Marien-Bild des Kirchleins ihrer Heimath mit der Inschrift: „O, Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns!“

Juni. — Das Verhängniß.

Drei Jahre später saß in dem eleganten Unterrichts salon des berühmten Gesanglehrers Professor Bathnow-Buffon, im eifrigsten Gespräche mit diesem, der Medaillieur Daub, die Seele des „Stachelschweines“.

„Einigen wir uns, lieber Bathnow“, sprach derselbe, „es nützt Alles nichts, die Hartloff muß absolut nächsten Monat in G. singen.“

„Ich habe Ihnen aber doch eingehend bewiesen, daß ihre Ausbildung noch nicht fertig ist“, entgegnete der Professor erregt, „vor Herbst kann ich ihr nicht erlauben, öffentlich aufzutreten, mein Ruf als Lehrer, meine künstlerische Ehre —“

„Theuerster“, fiel ihm der Andere lachend ins Wort, „keine Phrasen mir gegenüber, wir sind ja unter uns! Ihr Ruf als Lehrer soll in unserer Presse neuerdings — zum zten Male — herausgestrichen werden, daß er glänzt wie gewächste Stiefel. Ihre künstlerische Ehre aber wird sich in diesem Falle mit der Aussicht auf die große, goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zufrieden geben, die wir Ihnen vom Fürsten verschaffen.“

„Erlauben Sie, verehrter Freund —“

„Schlagen Sie ein, abgemacht“, schnitt Daub, sich erhebend, jeden weiteren Einwand ab, „wird sind ohne“

hin generös, — Sie wissen ja selbst, was Reklame „überm Strich“ sonst kostet! Morgen stellen Sie die Hartkoff dem Intendanten vor, und die Angelegenheit ist erledigt.“

Der Professor nahm die dargebotene Hand an und geleitete den Redakteur durch einen zweiten, kleineren Salon zu einem ebenfalls luxuriös ausgestatteten Vorzimmer, in welchem mehrere der zahlreichen Schülerinnen Bathnow's dem Wink des Meisters harrieten, um dann eine Viertel-, höchstens eine halbe Stunde des kostbaren, theuer erkaufte Unterrichts theilhaftig zu werden.

Auch Magda befand sich unter denselben. Die Zeit, welche seit jenem Mat-Abend verfloßen war, hatte auf ihre äußere Erscheinung eine mächtige Wirkung ausgeübt. Sie war eine voll aufgeblühte, imponirende Schönheit geworden, die, trotz gewandter Bewegung, dennoch den reharthigen Reiz ihres Wesens nicht verloren hatte.

Freudig begrüßte sie ihren „väterlichen Freund“, den Redakteur, und folgte dann dem Professor in das Unterrichtszimmer.

„Nun, lieber Professor“, sprach sie, „wie steht es mit dem Engagement nach G.? Sie wissen, ich lege die Entscheidung ganz in Ihre Hände!“

„Es hat mich große Ueberwindung gekostet, dem Drängen Ihrer Freunde nachzugeben, mein Kind“, entgegnete dieser. „Sie wissen selbst, was Ihnen noch fehlt. Doch sollen sie meinewegen morgen vor dem Intendanten singen.“

„Ach ja, stellen Sie mich vor, Professorchen, liebese Professorchen, ich habe Sie auch so lieb!“

Sie war näher zu ihm getreten. Er erfaßte ihre Hände.

„Haben Sie mich wirklich lieb, Magda?“

Er zog sie auf einen Stuhl neben sich und sah ihr tief in die Augen. Der Blick des jungen Mädchens erwiderte voll und tren den seinigen.

„Gewiß“, sagte sie, „wem danke ich, daß ich nun bald am Ziele bin, wie viel Mühe —“

„Danke nicht, Magda“ — sein Blick wurde heißer — „es gibt ein Lieben, so tief, so heiß, zitternd, Magda, in Lust und Schmerz —“

Magda bebte leise, tiefe Röthe stieg an ihren Wangen auf.

„D“, murmelte sie, „ich liebe Sie, wie einen Wohlthäter, einen Vater.“

Er sprang ärgerlich auf.

„Und morgen?“

„So kommen Sie, unverbesserliches, ewiges Bößel! Ich will Ihrem Glücke nicht im Wege stehen. Um elf Uhr werden Sie Probe singen.“

Während nun Bathnow und Magda sich in eifrige Vorbereitungen für den Glanz des morgigen Tages vertieften, hatte sich im Vorzimmer die Zahl der harrenden Schülerinnen noch vermehrt.

Jetzt trat ein junger, auffallend schöner Mann herein, dem sich sofort die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendete. Es war Dr. Friedrich Rothner, ein junger Schauspieler, der eines Halsleidens wegen seit einigen Monaten sein Engagement aufgegeben und die Residenz aufgesucht hatte, um sich der Behandlung eines renommirten Arztes zu unterziehen. Als Jugendfreund des Sohnes täglicher Gast im Dauf'schen Hause, kam er, ein gewandter früherer Journalist, der Redaktion des „Stachelschwein“ sehr willkommen, da das Ressort der Theatercandalosa

durch einen leichten Schlaganfall, der den dicken Pembez „in seiner Fülle Maienblüthe“ getroffen, für den Augenblick verwaist war. In dem mit den Theaterverhältnissen in allen Phasen auf das Intimste vertrauten und zugleich ihre Interessen auf das Eifrigste — oft nur zu extrem — verfolgenden jungen Freunde fanden Dauf und Genossen eine für den Moment durchaus brauchbare Kraft. Seine gegenwärtige Stellung, sein vortheilhaftes Aeußere und sein gewandtes, sich jeder Situation und Person anschmiegendes Wesen gaben Rothner eine gewisse Macht, besonders über das weibliche Geschlecht, die er auch auf das Weitegehendste auszubenten wußte. Kein Wunder daher, daß auch die angehenden und theilweise schon engagirten jungen Schülerinnen des berühmten Gesangslehrers, die er seinen Zwecken manchmal dienstbar machte, um seine Gunst geizten.

„Sie kommen gerade recht, lieber Doktor“, rief eine schon etwas abgeblühte Dame, welche die Jahre der Schülerinnen bereits hinter sich hatte, dem Eintretenden vom Sopha aus entgegen, wo sie lang ausgestreckt lag und ihren kleinen Hund aus einer Bonbonniere fütterte. „Sie wissen ja Alles. Wir streiten uns wegen der Hartkoff — kommt sie nach G.?“

Neugierig spitzten sich alle Ohren, und forschend umdrängten den Angekommenen einige seiner Intimeren.

„Höchst wahrscheinlich“, erwiderte Rothner mit seinem diplomatischen Lächeln, dem seine näheren Bekannten die Bestätigung der Thatsache unterzulegen gewohnt waren.

„Durch wen? Durch wen?“ fragte es im Kreise.

„Durch den Baron Faurier, der sie ja rasend protegiren soll, seit Beginn ihrer Studien“, sprach die Schöne vom Sopha.

„Schag, diesmal irrst Du“, entgegnete Rothner, „der Protektor ist eine Dame, gegen alle Regeln unserer Sitten und des Herkommens, die Fürstin Waldenau, die Tante des Fürsten.“

„Dann begreife ich allerdings Vieles“, sprach mit herber Betonung eine üppige, etwas frech dreinschauende Person, „denn Stimme und Talent hätten ihr das Engagement nicht verschafft. Mir stellte der Professor daselbe ganz sicher in Aussicht, jetzt kann ich es ja gesehen —“

„Wahrscheinlich in Folge Ihrer neuesten Photographie, liebe Brownka“, fiel eine kleine, matte Blondine ein, welche sich in einem hellblauen Rembrandt-Hute mit langer weißer Feder anscheinend ausnehmend gut gefiel und kokette Blicke zwischen dem Spiegel und Rothner theilte. „Lassen Sie sich diese neueste Aufnahme unserer Collegin zeigen, lieber Doktor, und staunen Sie!“

„Göhnt nur, Ihr neidischen Räder“, entgegnete die Brownka, „es steht Euch ja frei, mich an Emanzipation vom Costüme zu überbieten, so weit die vorhandenen Mittel es Euch gestatten. Eine künstlerische Studie, Doktor“, wendete sie sich herausfordernd an diesen, ihm eine Photographie hinreichend. „Sie dürfen dieselbe behalten und“ — setzte sie leise hinzu — „bringen gelegentlich das Bild nebst einigen entsprechenden Worten in der „Theaterwelt“, nicht wahr? Meiner Dankbarkeit sind Sie ja stets sicher.“

Rothner betrachtete eingehend das Bild, welches die junge Künstlerin in einer die Grenzen der Decenz allerdings stark übersteigenden Aufnahme zeigte.

„Brillant!“ rief er, ihren Blick erwidern, „Du

wirft Karriere machen, mein Kind, das lasse ich mir gefallen, gentile Auffassung!"

In diesem Momente öffnete sich die Thüre, welche zu den Salons des Professors führte, und Magda trat ein.

Roßner verbeugte sich kalt.

"Nicht wahr, Carlhoff, Sie gehen nach H.?" fragte es von allen Seiten.

"Ich hoffe, ja", erwiderte diese ruhig und grüßte, um zu gehen.

"Bleiben Sie doch noch ein wenig, erzählen Sie uns."

"Ich werde bei Dauf' im Garten erwartet", schnitt Magda mit einem schnellen, verstoßenen Blicke auf Roßner jede weitere Unterhaltung ab und eilte fort.

Es war ein üppiges Hochzeitleben in der Natur. In wonniger, sonniger Pracht breiteten die Wiesen ihren Blumenteppeich dem tiefblauen Himmel entgegen, und Bienen und Schmetterlinge flatterten schwer und trunken darüber hin. Das Kornfeld wiegte sich träumerisch im leichten Dufte der Blüthe und senkte schon die broddelnde Aehre im Beginne der Fruchtbarkeit.

Athemlos, bald eilig, bald zögernd schritt Magda auf dem einsamen Wege zwischen beiden daher. Sie trug einen Strauß blauer Cyanen, welche sie im Gehen gepflückt hatte, in der Hand und vergrub oft das plötzlich von einem hellen Freudenblicke erröthende Antlitz in die duftenden Blüthen. Ach, wie war die Luft so lau! Wie zärtlich umspielte der leise Wind ihre blühenden Wangen und ließ den Rosen- und Jasminduft, den er im Durchstreifen irgend einem Garten geraubt hatte, in ihren dunkeln Locken zurück. Da war der Wald, der geliebte Blindheitsgefährte, mit seinen Hochzeitskerzen, den treibenden Johannesspitzen, dort das blaue Auge eines Sees — und dort — und dort.

Magda stand still. Sie breitete die Arme aus. O, wie fühlte sie das Leben! Ihr selbst unverständlich, aber groß und gewaltig wuchs es in ihrer Seele, Losgerungen von ihrer Vergangenheit, erschien es ihr fremd und doch traut, beängstigend und doch unsagbar entzückend, was in ihr mächtig emporquoll und ihre Adern mit schneller pulsirendem Blute füllte. Jeder Nerv bebte wie die Blätter der Zitterpappeln am Wege, wenn der sanfte West sie berührte, und ohne daß sie es wußte, rannen Thränen über ihre Wangen.

So steigt in der warmen, kurzen Johannisnacht des Frauenherzens aus märchenhafter Tiefe, unter dem glänzenden Sternendom des Ideals, die blaue Wunderblume der Liebe empor. Selten bricht und behütet sie ein Sonntagskind. Wehe dem Frevler, der sie in gieriger, Hand gedrückt!

Und nun schritt Magda weiter, langsam, zögernd. O, sie kannte und liebte diesen See, so weit von der Stadt gelegen, daß es einer kurzen Eisenbahnfahrt bedurfte, um ihn zu erreichen. Wie oft hatte sie in fröhlicher Gesellschaft hier die zwischen den Mauern und Häusern schmerzlich vermißte Natur aufgesucht. Aber so allein, und zu einem Zwecke wie heute, war sie noch nie hier gewesen. Allmählig legte es sich wie Nebel und Zweifel auf ihre heiße Seligkeit, und die Leise am Ufer plätschernden Wellen schienen zu murmeln: Entfliehe, entfliehe! Sie beugte sich gegen sie hin und lauschte innerlich, halb mit dem Sinne nach außen gewendet, wie das Bild, wenn es das erquickende Raß aufsucht, bereit zu entfliehen bei leisestem Geräusche.

"Dieses Mädchen", rief ihr es da entgegen, „so

lange läßt es mich harren!" Und Dr. Roßner kam eilig zwischen den Bäumen her auf sie zu.

Magda fuhr mit einem Schrei zusammen, einem tiefen Erröthen folgte geisterhafte Blässe, und ihr Fuß wandte sich zur Flucht. Aber wer entflieht dem eigenen Ich — dem Schatten, der an uns gebunden, ob wir auch in Wüsten uns begraben wollten.

"Magda!"

Sie stand still, und schon stand er an ihrer Seite. Sie regte sich nicht. Endlich erhob sie das Haupt, ihre Augen brannten in die seinen, und im selben Augenblicke legten sich zwei weiche Arme um seinen Hals — ein süßer, duftiger Mund berührte seine Lippen. Dann stand sie da, die stolze, prächtige Gestalt, magdlich und demüthig, in holdem Erröthen der Scham über dieses plötzliche Aufkommen ihrer heißen und zutraulichen Natur.

"Magda, Du bist ein bezauberndes Geschöpf!" rief Roßner entzückt. „Und mein, nicht wahr, mein durch alle Zeiten und Ereignisse hindurch!"

"Daß ich gekommen bin, Friedrich", antwortete sie, und der Blick ihres wunderbar glänzenden Auges fiel warm, wie die jetzt groß und klar sinkende Juni-Sonne, in seine Seele, „sagt Dir mehr als jedes Wort, wie ich Dich liebe. Das erste Unrecht — o, es ist ein Unrecht, das fühle ich hier — das thue ich für Dich!"

"Süße Schwärmerin, daß die Liebe ein Unrecht sei, steht in keinem Codex. Sie ist das Höchste, dem besonders das Weib Alles opfern muß, — singst Du nicht so etwas Aehnliches, Liebchen? Nun gar die Künstlerin ohne Liebe, ohne Leidenschaft, wie wäre die denkbar?"

Er hatte ihren Arm durch den seinen gezogen, und so gingen sie auf dem weichen Rasen unter den Kronen der alten Buchen dahin.

"Es ist also entschieden", fuhr er fort, „daß Du morgen vor dem Intendanten singst und vielleicht schon in acht Tagen nach H. überfieberst?"

"Ja, Friedrich; wäre unser heutiges Zusammensein nicht ein Abschied, so würde ich nicht gekommen sein."

"Abschied? Kind, wir nehmen nie Abschied und wenn Du heut von mir gehst, halte ich Dich für immer in meiner Hand."

Etwas unbeschreiblich Niedriges zog auf einen Augenblick durch seine Züge.

"Aber nach H. wirst Du recht oft kommen, nicht wahr?" fragte Magda. „Ach, wie viel leichter würde mir mein erstes Auftreten, wüßte ich Dich in meiner Nähe!"

"Bewahre, Kind", rief Roßner eifrig, „das ist unmöglich, — wie leicht könnte man unser Verhältniß errathen!"

"Nun — und weshalb soll man es jetzt nicht kennen?" sagte das junge Mädchen einfach und sah ihn mit ihrem Kindesblick so offen an, daß er einer leichten Verlegenheit sich nicht erwehren konnte.

"Da steh' einer den Kindeskopf, — jetzt weniger denn je! Einfach deshalb nicht, weil unsere Karriere hin wäre, Deine und meine. Denkst Du, daß sich der Fürst für Dich interessiert wenn er weiß, Du hast einen Geliebten oder gar einen Verlobten? — Du brauchst H., meine Süße, um für die große Laufbahn fertig zu werden, denn das bist Du noch nicht und ein so günstiger Anfang findet sich selten. Es wäre Wahnsinn, ihn zu zerstören! Ohne die dringende Empfehlung der Fürstin Balbenau würdest Du das Engagement ohnehin kaum erhalten haben. Der Professor war entschieden dagegen,

und nur das Eingreifen des Baron Faurier, der gerade zur rechten Zeit zurückkam und die Sache im Auftrage der Fürstin mit dem Intendanten schon so gut wie abgemacht hatte, erzwang unter Mitwirkung des alten Daub seine Einwilligung. — Der wunderbare Attaché-Komponist will ja seine neue Oper, die er in Italien ausgebreitet hat, in S. einstudiren, und vielleicht blüht Dir eine Partie in dem Monstrum.“

„O, sprich nicht so von dem Attaché“, bat Magda, „er erwies sich als ein feiner und edler Mann in der kurzen Zeit seines damaligen Hierseins.“

„Nun, die Augen wird er aufmachen“, fuhr Rothner fort, „wenn er sieht, was in den drei Jahren aus seinem Schützling geworden ist. Der schöne Wildling, der bei jedem Scherz davonlief, das bist Du nicht mehr.“

„Weil ich nun die Scherze selbst bestimme, Friedrich“, sagte sie mit einer gewissen Betonung, die ihn einlenken machte.

„Mein Liebling, mein Alles“, schmeichelte er zärtlich, „weiß schon das rechte Maß überall. Du wirst auch den lebenswürdigen Ton dem Fürsten gegenüber finden. Darfst nie vergessen, daß Deine Laufbahn, Deine Zukunft in seinen Händen liegt.“

Magda, die sinnend zu Boden geblickt hatte, schaute auf.

„Ach“, sprach sie, „mir ist durch die vielen Neben- und Vorschriften hin und her diese Laufbahn und das Engagement und der Fürst nun gar, fast zuwider! Ich möchte mit Dir ganz allein wohnen, dort in diesem Häuschen mitten im See, — daß wir allein wären, ganz allein — und dann wollte ich Dir dienen und Dir singen, so schön wie nie, weil nur Du und der Himmel und der See mich hörten.“

„Schön gedacht, süßes Herz, aber zu früh! Erst die Welt und die Laufbahn, dann die Hütte! Doch, bis in meine Arme hast Du ja nicht weit, mein Alles!“

Er preßte sie feurig an sich.

Wie ein goldener Schleier lag jetzt der Schein der sinkenden Sonne über dem Walde. Kein Blatt rührte sich. In ahnungsvollem Schweigen harrten die Bäume, daß der Abendwind mit ihnen flüsterte und der See plätscherte sein Abendlied.

Sie gingen tiefer in den Wald.

Magda erschauerte unter Rothner's glühenden Küffen. In einer unnenbaren Sehnsucht, einer unsäglichen Angst versuchte sie ihn von sich zu drängen. —

Die Wunderblume war geknickt, die Arme geklattet an den, welcher der Fluch ihres Lebens werden sollte.

„O, Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für sie!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen in China.

Von Dr. Joseph Wiese.

Das zurückgezogene und durchaus orientalische Leben der chinesischen Frauen liefert der Neugier nur wenig Stoff zur Befriedigung. Man sieht sie niemals, man hört sie selten, und auch nur dann, wenn der Vater oder Gatte, die einzigen Menschen, die sich ihrer Gesellschaft erfreuen, die Erlaubniß geben. Die chinesischen Frauen leben unbekannt, in einer Abhängigkeit, in einer Nichtbeachtung, daß schon allein der Gedanke daran unsere Frauen erschrecken würde.

Hauptsächlich haben wir bei unseren Ausführungen die reichen und hochgestellten Frauen im Auge, denn die aus dem Volke führen in allen Ländern wohl dieselbe Existenz; ihre Armuth, die sie zur Arbeit zwingt, bringt sie zugleich in nähere Berührung mit dem Mann, dem sie von Nutzen sind, und dessen Kinder sie ernähren helfen. Diese Frauen aus niederm Stande sind indessen in China nie von der Schönheit, welche man bisweilen bei denen in Europa findet. Das hat seinen Grund darin, daß sich selten ein junges Mädchen mit hübschem Gesichte und schönem Wuchse findet, das nicht mit 14 Jahren schon verkauft oder irgend einer hohen Persönlichkeit zum Geschenke gemacht wird.

Bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers führen die ersten Persönlichkeiten des Reiches ihm ihre Töchter zu, damit er unter ihnen seine Frauen wähle. Die Ausverkorenen bringen ihrer Familie, die zugleich auch einen bedeutenden Einfluß gewinnt, große Ehre. Auf gleiche Weise bietet man auch allen Prinzen des kaiserlichen Hauses die Frauen an.

Die Gemahlin ist die Herrin des Hauses und der anderen Frauen. Jeder Chinese hat nur eine Gemahlin, die allein ihm vor dem Geetze die Erben schenkt. Gewöhnlich ist es die hübscheste und lebenswürdigste des Harems; denn der Titel „Gemahlin“ wird von ihr weder durch die hohe Abkunft erworben, noch durch das Vermögen, da die Frauen niemals eine Mitgift mitbringen und nach dem Geetze von jeder Art Erbschaft ausgeschlossen sind. Die Erhöhung hängt einzig von dem Grade der Zuneigung ab, die der Mann für sie empfindet, und von dem Reiz, den sie auf ihn auszuüben versteht.

Die Frau kann niemals die Scheidung verlangen, die der Gatte oft unter der sonderbarsten Motivirung leicht bewerkstelligt. Kinderlose Ehe oder der Mangel an Söhnen nach der Geburt von drei Töchtern, schlechter Charakter, Ungehorsam gegen die Eltern des Mannes, Schwatzhaftigkeit und eine lose Zunge, chronische Krankheit, Ehebruch und Diebstahl sind Scheidungsgründe.

Dieser letztere wird uns etwas überraschend vorkommen, aber es ist zu beachten, daß die chinesische Frau derart degrabirt ist, daß sie für ihre Handlungen nicht einmal die Verantwortung trägt; der Gatte allein ist der Justiz die Rechenschaft für die Handlungen seiner Frau schuldig, wie der Vater vor der Verheirathung der Tochter. — Vom siebenten Jahre an dürfen die Töchter der Reichen und der Mandarinen nicht einmal mehr mit ihren Brüdern zusammen essen. Mit zwölf Jahren hören sie auf auszugehen und sehen dann die Welt nur noch durch Jalousien und Borckänge oder in den Spiegeln, die sie vor den Fenstern anbringen. Den jungen Mädchen gibt man Lehrerinnen, die vor allem sie lehren, richtig zu sprechen und sich als unterwürfige und abhängige Wesen zu betrachten. Unter ihrer Leitung lernen sie nähen, Seide und Leinwand weben, sticken, Blumen malen, den Göttern Opfer und Gaben darbringen, die heiligen Gefäße in schicklicher Weise ordnen, Parfüms verbrennen. Ueber alles andere werden sie in Unwissenheit gehalten. Sie können weder lesen noch schreiben; ihre Erziehung und ihre absolute Zurückgezogenheit berauben sie auch der Kenntnisse, die sie eines Tages zu theilnehmenden Gesährten ihrer Männer machen könnten und nicht zu ihren Dienerinnen und Sclavinnen.

Mit 15 Jahren ist ihre Erziehung beendet, aber erst mit 20 Jahren dürfen sie heirathen. Nach der Hochzeit

gehört die junge Frau ganz ihrer neuen Familie an. Sie steht ihre eigene Familie mit Ausnahme des Vaters selten. Wenn sie in der Sänfte ausgetragen wird, so ist sie für das Publikum unsichtbar. Gegenseitige Besuche der Frauen finden statt, aber höchst selten. Im Uebrigen regelt sich das alles nach dem Range, den der Gatte einnimmt, und nach dem Grade von Auszeichnung, die die Frau für sich in Anspruch nimmt. Die Zurückgezogenheit und Abhängigkeit sind nämlich besondere Kennzeichen von hohem Reichthum und Ansehen, und wie die Europäerinnen sich darin gefallen, herrlichen Schmuck zur Schau zu tragen, so findet die Eitelkeit chinesischer Frauen darin ihre Rechnung, daß sie noch einer härteren Knechtschaft sich unterwerfen, als ihnen die Männer ohnehin auferlegen.

Nach unseren Anschauungen ist in dieser Beziehung die Kaiserin am übelsten daran, die bei ihrem Auszuge von Wächtern begleitet wird, welche Jedermann vorher entfernen und sogar Thüren und Fenster der Häuser schließen, an denen die Herrscherin vorüberkommt.

Die Frauen, die in China als die hübschesten gelten, die die Zierde des Hofes, das Entzücken des Kaisers und der Mandarinen bilden, stammen aus den Provinzen Tche-king und Fo-chang. Doch ist ihre Schönheit eine relative; diese Frauen, die den Chinesen so begehrenswerth erscheinen, würden in Europa wohl wenig Enthusiasmus erregen; einige würden hier sogar als häßlich gelten.

Die chinesischen Frauen haben eine weiße Haut, kleine, ovale Augen, lange und magere Arme. Ihre durch die Mode verunstalteten Füße veranlassen einen schwerfälligen, gewissermaßen hölzernen Gang. Bekanntlich erhält man denselben dadurch, daß man die Zehen des noch sehr jungen Kindes unten mittelst seidener, straff angezogener Bändchen festbindet. Der Fuß kann, da die Circulation des Blutes kaum geschieht, nicht natürlich wachsen; er bleibt klein, wird aber nicht elegant, und ohne den großen Zehen, den man länger werden läßt, würde er einem Pferdehufe nicht unähnlich sein. Dieser Tortur müssen alle Töchter der Reichen sich unterziehen und wenigstens eine aus jeder armen Familie, die auf eine gute Heirath speculirt. Nur die tartarischen Frauen machen diese Mode nicht mit.

Die kleinen und immer in dem weiten Aermel verborgengehaltenen Hände sind fast ebenso bemerkenswerth, wie die Füße, wegen der Länge der Nägel, die man wachsen läßt, und deren Entwicklung man mittelst silberner Krallen begünstigt, die man unter ihnen anbringt, und die als Stütze dienen.

Obgleich die Frauen in China das Embonpoint unter die Schönheiten eines Mannes rechnen, betrachten sie es doch als einen großen Fehler ihres Geschlechtes und bemühen sich, eine recht schlanke Taille sich zu erhalten. Sie waschen die schon ohnehin schöne Haut mit einer Mischung von Milch und Bleiweiß, färben Wangen, die Lippen und das Zahnfleisch roth und ziehen über die Augenbrauen eine bogenförmige, dünne Linie. Bisweilen verschwindet die Augenbraue ganz, um einem feinen Weidenblatt Platz zu machen, das sie als geschickte Malerinnen bemalen. Die Stirn ist frei, die Haare werden nach hinten gekämmt und auf dem Hinterkopfe in mehrere Flechten geknotet. Niemals vernachlässigen sie es, sie mit natürlichen oder künstlichen Blumen zu schmücken. Dies gilt von den Frauen des Landes und denen der

Stadt, den alten und armen, den jungen und reichen. Mit Ausnahme derjenigen vom Hofe und von hohem Range, welche Mützen von schwarzem, mit Diamanten geschmücktem Sammt tragen, haben die Frauen keine andere Kopfbedeckung, als ihren Haarschmuck, über den sie beim Ausgehen einen Schleier werfen. Junge, heirathsfähige Mädchen lassen die Haare an den Schläfen herabwallen.

Die chinesischen Frauen tragen niemals Leinwand. Den Oberkörper bedeckt zunächst ein Netz, das, wie alles Uebrige, aus Seide ist. Darüber liegt das Unterkleid und ein weites Beinkleid, die beide durch eine Satinrobe mit bauschigen Aermeln verdeckt werden; letztere legt sich mittels eines Gürtels anmuthig um den Körper. Im Winter tragen sie dazu Pelze von oft fabelhaft hohem Werthe.

Die verschiedenen Theile des Costüms sind nicht von derselben Farbe, und in ihrer Auswahl entfaltet sich der Geschmack der Trägerin. Im Allgemeinen scheinen die dem Manne verbotenen Farben, nämlich Rosa und Grün, vorzuherrschen. Vergeblich aber würde man in dem Puz selbst der elegantesten Frauen Spitzen, Batist und alle jene feinen und kostspieligen Artikel aus Leinwand suchen, die das Entzücken der Europäerinnen bilden. Alle Stickereien sind aus Seide, Gold- oder Silberfäden, und selbst die Taschentücher sind aus Seide gestickt.

Die Frauen der Mandarinen unterscheiden sich von den anderen durch ihre Toilette; sie sind mit Schmucksachen bedeckt und tragen jene herrlichen orientalischen Shawls, welche die Männer als Gürtel benutzen.

Die Frauen mit dem kleinen Fuße legen keine Strümpfe an, das überlassen sie den Männern und den armen und tartarischen Frauen; sie ersetzen sie durch Seidenstreifen, die sie um Fuß und Bein winden. Ihre Schuhe aus Stoff haben eine weiße, dünne, aus Papierblättern zusammengesetzte Sohle, die, da die Frauen nur in ihren Zimmern umherwandeln, lange vorhält.

Die Frauen aller Klassen rauchen und beginnen schon als Kinder damit. Im Gürtel tragen sie eine Tabakdose, daneben das Taschentuch und ein Kästchen, in dem die Akraknuß aufbewahrt wird. Tragen sie den Fächer nicht in der Hand, so ruht er in einem ebenfalls am Gürtel befindlichen Stui. Sie kennen die bezaubernde Fächer Sprache gar wohl und machen einen Gebrauch von ihr, daß selbst die Spanierinnen noch von ihnen lernen könnten. Jede Frau besitzt eine ganze Anzahl von Fächern in allen Farben und Formen.

Das Theater besuchen die chinesischen Frauen nie; aber in ihrem Hause findet oft eine Vorstellung statt, der sie hinter Fenstergittern beiwohnen. Ähnlich ist es bei Festen; denn die chinesische Sittsamkeit besteht nicht darin, die Frauen des Anblicks der Männer zu berauben, sondern zu verhindern, daß sie gesehen werden.

Die Frauen aus dem Volke, besonders die der Bauern, werden nach dem Verhältniß ihrer Kraft und Gesundheit geschätzt. Sie nehmen Theil an allen Arbeiten des Mannes, der ihnen oft das schwierigste Stück derselben zuweist. Beispielsweise geht der Mann im Pfluge, während die Frau, an die Seite des Ochsen gespannt, ziehen muß. Diese Bäuerinnen sind ihrer Familie eine große Stütze, denn sie erziehen nicht nur ihre Kinder und sorgen für ihren Unterhalt, sondern sie werden auch für die meisten Feldarbeiten verwendet. Ihr Fleiß hindert indessen die Männer nicht, rohe Gewalt gegen sie anzuwenden. Am

berühmtesten wegen ihrer Kraft und Stärke sind die Frauen aus der Provinz Kiang-Si; sie sind daher für die Bauern und Farmer die gesuchtesten.

Die Frau, von welchem Range sie auch sei, ist wenigstens insoweit gut daran, daß sie Wittwe bleiben muß. Sie ist zwar nicht viel freier, als die verheirathete Frau, denn sie steht alsdann unter der Gewalt ihres ältesten Sohnes oder kehrt in's Vaterhaus zurück, aber die rohen Unterdrückungen, denen sie bei dem Manne ausgesetzt war, haben doch aufgehört.

Die Behandlung der chinesischen Frauen seitens ihrer Männer erregt gewiß mit Recht unser Mitleid mit jenen; sie ist in der That eine barbarische. Wenn man bedenkt, daß das Christenthum die Würde der Frau sanctionirt und ihr die Freiheit gegeben hat, deren sie sich im Abendlande erfreut, daß wir sie die bessere Hälfte des Menschengeschlechtes nennen, daß die Civilisation ihr fast alle Fortschritte in der Feinheit und Gesittung unserer Bräuche verdankt, so muß man sagen, daß die tiefe Stellung der Frau in China zu bedauern ist. Dennoch rühmen sich die Chinesen ihres Systems. „Gerade dieser Knechtschaft, dieser Sklaverei der Frauen“, sagen sie, „verdanken wir die gesellschaftliche Stabilität, deren wir uns seit 5000 Jahren erfreuen.“ Vielleicht wird im Laufe der Zeit, wenn einmal die, wie es scheint, in die Wege geleitete Annäherung von Beziehungen mit Europa und seiner Gesittung weitere Fortschritte gemacht haben wird, auch den Frauen ein besseres Loos zu Theil werden.

(Beilage zur „Germania“.)

Das souveräne Fürstenthum Liechtenstein.

Einem Weisgen, das im Verborgenen blüht, gleicht das souveräne Fürstenthum Liechtenstein. Man spricht wenig von ihm, denn es ist nicht tonangebend im europäischen Staatenconcert. Gleichwohl hat es seine Unabhängigkeit besser bewahrt als die übrigen fünfundsiebzig Staaten, an deren Seite es im deutschen Bunde einst Sitz und Stimme hatte. Die fünfundsiebzig zum Theil Duodezstaaten schnarchen heute unter der Hut Preußens, und ihre Fürsten spielen eine mehr oder minder bedeutende Rolle im „Gefolge“ des deutschen Kaisers. Der regierende Fürst von Liechtenstein fährt wohl nicht im Sinitewagen zu Krönungsfeiern und dergleichen, dafür ist er wirklicher Souverän eines Landes, das Ende des Jahres 1893 — 8750 fl. Staatsschulden besaß. Der Cabinetrath des Fürsten von Liechtenstein, Carl von Fu der Mauer, hat in einer Broschüre die Constitution und die Verwaltung des Fürstenthums geschildert. In der Einleitung entwirft Herr v. Fu der Mauer ein Bild der historischen Entwicklung Liechtensteins. Die reichsunmittelbaren Herrschaften Vaduz und Schellenberg wurden im Jahre 1719 zu einem Reichsfürstenthum vereinigt und auf dem Wiener Congreß dem deutschen Bunde einverleibt. 1818 trat dort eine landständische Verfassung in Kraft. Mit dem Jahre 1866 hörte die Zugehörigkeit zum deutschen Bunde auf. Die Thronfolge im Fürstenthum ist derart geregelt, daß dem im Sinne der Erb-Union vom Jahre 1606 nach der Primogenitur in das Majorat-Hauptstämme succedirenden männlichen Mitglieder des fürstlichen Hauses, als dem Chef des letzteren, jederzeit auch die Regierung des Fürstenthums mit der souveränen Würde zukommt. Das regelmäßige Organ der Landesangehörigen gegenüber der

Regierung ist der Landtag, der fünfzehn Mitglieder zählt, wovon drei durch den Landesfürsten ernannt, sieben durch indirecte Wahl aus dem Oberlande, der ehemaligen Herrschaft Vaduz, fünf durch Wahlmänner des Unterlandes, der ehemaligen Herrschaft Schellenberg, auf die Dauer von vier Jahren entsendet werden. An der Spitze der Regierung, welche in Vaduz ihren Sitz hat, steht der Landesverweser, welchem zwei vom Landesfürsten für je sechs Jahre ernannte Landräthe und zwei Landraths-Stellvertreter beigegeben sind; die politische Recurs-Justanz befindet sich in Wien; hier befindet sich auch das Appellationsgericht; das Oberlandesgericht in Wien vertritt laut Staatsvertrag für Liechtenstein die Functionen eines obersten Gerichtshofes. Die Stellung der österreichischen Finanzorgane in Liechtenstein findet ein Analogon in der Stellung der französischen Douanenbeamten in Monaco; die österreichischen Finanzcommissäre haben dem regierenden Fürsten Treue und Gehorsam anzugeloben.

Als Landesbehörde fungirt die fürstliche Regierung in Vaduz; von dieser dependirt die Cassenverwaltung (für die Steuer-Erhebung und Verwaltung der öffentlichen Fonds), während die Buchhaltung gleich der Domänenverwaltung der fürstlichen Hofkanzlei in Wien untersteht. Oberste Justizbehörde ist das k. k. Oberlandesgericht in Innsbruck. Für das Civil- und Strafrecht gelten die österreichischen Gesetze. Die Staatsrechnung weist für das Jahr 1870 an Einnahmen 50253 fl. und an Ausgaben 43952 fl. österr. W. nach. Das Militär ist seit 1868 aufgelöst, und die Bevölkerung ist gegenwärtig von der Wehrpflicht entbunden. Durch Vertrag vom 23. December 1862 bildet Liechtenstein einen Bestandtheil des allgemeinen österreichisch-ungarischen Zoll- und Steuergebiets und erhält infolge dessen jährlich ca. 20,000 Gulden von Oesterreich ausgezahlt. Münzen, Maße und Gewichte sind die österreichischen; auch die Post wird von Oesterreich verwaltet. Das Landeswappen enthält fünf Felder und ein Mittelschild, welches das Zeichen von Liechtenstein (Gold über Roth quer getheilt) enthält; die Landesfarben sind Roth und Blau.

Allerlei.

Völker ohne Feuer. Man sollte glauben, daß das Feuer, diese mächtige, erhabene und belebende Naturkraft, eines der ersten Hilfsmittel gewesen wäre, auf welches die Menschen durch die sie umgebende Natur selbst hingewiesen worden, und dennoch berichten uns Erzählungen aus den früheren Zeiten vieler nachmal wegen ihrer Bildung und Gesittung hochberühmter Völker, daß ihnen der Gebrauch des Feuers lange Zeit unbekannt gewesen. So erzählt Plinius, daß die alten Aegypter das Feuer nicht kannten und höchst erstaunt waren, als der berühmte Astronom Erudus es ihnen zeigte. Die Perser, Phönizier, Griechen und Chinesen gestehen ebenfalls die gänzliche Unwissenheit ihrer Vorfahren über diesen Punkt ein, und Pomponius, Mela, Plutarch und mehrere andere alte Schriftsteller berichten von Völkern, die selbst in der Zeit, wo sie schrieben, den Gebrauch des Feuers gar nicht kannten oder doch soeben erst kennen gelernt hatten. Auch die Geschlechter späterer Jahrhunderte hat ähnliche Beispiele aufzuweisen; denn die Bewohner der 1551 entdeckten Inselgruppe der Mariannen hatten nie eine Idee von dem Dasein dieses Elements gehabt, und als Magelhaens an einer der Inseln landete und das Schiffsvolk ein

Feuer anzündete, kannte die Verwunderung der Eingeborenen keine Grenzen bei dessen Anblick, sie hielten es für ein sich von Holz nährendes Thier. Die Bewohner der Philippinen und der Kanarischen Inseln befanden sich im gleichen Zustande der Unwissenheit und in Afrika leben noch bis zum heutigen Tage Völkerschaften, die keine Ahnung von dem Dasein dieser „Himmelskraft“ haben.

Findige Yankee. In New-York gibt es Leute, die sich ausschließlich damit beschäftigen, schwer einzutreibende Schulden einzufassen. Eine wirksame Methode, dieses ärgerliche Geschäft zu erleichtern, fand ein schlauer „Kollektor schlechter Schulden“, der an der Decke seiner Kutse folgende Aufschrift mit fetten Buchstaben anbringen ließ: „Dieser Wagen hält vor den Häusern von Leuten, welche mit ihren Schulden im Rückstande bleiben.“ Alle Leute, besonders die Geschäftsleute, fürchten diesen Wagen so, daß sie keinen Inzassen mit den lange zurückgehaltenen Dollars förmlich bombardiren, um ihn nur schleunigst wieder loszuwerden.

Goldkörner.

Ein leichtes Herz kennt keinen langen Schmerz.

Da du einst geboren warst an's Licht,
Weintest du, es freuten sich die Deinen;
Lebe so, daß, wenn dein Auge bricht,
Du dich freust, die Menschen aber weinen.

Gerof.

Schach.

Augsburger Schachblatt.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Partie Nr. 2.

Die folgende interessante Partie entstammt der 1. Runde des Budapester Turniers.

Französische Partie.

Züge	Weiss:	Schwarz:	Züge	Weiss:	Schwarz:
	Pillsbury (New-York).	Albin (Wien).		Pillsbury (New-York).	Albin (Wien).
1	e2-e4	e7-e6	18	Sb5-d6†	Ke8-d8
2	d2-d4	d7-d5	19	Sf3-g5	Kd8-c7
3	Sb1-c3	Sg8-f6	20	Sg5xf7	Kc7-b8
4	e4-e5	Sf6-d7	21	Dh7xh5(a)	Lb6-d4
5	f2-f4	c7-c5	22	Ta1-a2	Sd7-c5
6	d4xc5	Lf8xc5	23	Dh5-g6	Sc5-e4
7	Dd1-g4	g7-g6	24	h4-h5	De7-c7
8	h2-h4	h7-h5	25	Th1-h3	Ld4-c3†
9	Dg4-g3	Sb8-c6	26	Ke1-f1	b7-b6
10	a2-a3	Sc6-d4	27	Kf1-g1	b4-b3
11	Lf1-d3	Sd4-f5	28	Th3xc3	Dc7xc3
12	Ld3xf5	g6xf5	29	Ta2-b2	Dc3-e1†
13	Dg3-g7	Th8-f8	30	Kg1-h2	De1xc1
14	Sg1-f3	Dd8-e7	31	Tb2xb3	De1xf4†
15	b2-b4	Lc5-b6	32	Kh2-g1	Df4-f2†
16	Dg7-h7	a7-a5	33	Kg1-h2	Se4-d2
17	Sc3-b5	a5xb4	34	Tb3-c3	Ta8-a4

Weiss gibt die Partie auf.

a) Pillsbury hat nun zwar auf der Königsseite materielles Uebergewicht erlangt, dabei ist jedoch seine Stellung auf der Damenseite so schwach geworden, dass es Albin gelingt, dieselbe zu durchbrechen und sodann durch einen vortrefflich geführten Angriff den feindlichen König in entscheidender Weise zu bedrohen. Diese Partie bestätigt auf's Neue den Grundsatz, dass man kleine materielle Vortheile lieber vermeiden soll, wenn ihr Gewinn mit Nachtheilen in der eigenen Stellung verknüpft ist

Nachrichten aus der Schachwelt.

Das internationale Schachmeisterturnier zu Budapest.

Das Turnier wurde am Mittwoch den 21. October c. beendet und zeigte nach Vollendung der letzten Runde nachstehenden Schlussstand:

Nr.	Theilnehmer	Albin	Charousek	Janowski	Marco	Maroczy	Noa	Pillsbury	Schlechter	Tarrasch	Tschigorin	Walbrodt	Winawer	S.d.Gew.	Partien
1	Adolf Albin	—	0	0	1	0	1/2	1	1	1/2	0	0	0	0	5
2	Rud. Charousek	1	—	0	0	1	1	1	1	1/2	1/2	1	1	1	8 1/2
3	David Janowski	1	1	—	1/2	—	1/2	1	0	0	0	0	0	1	7
4	Georg Marco	0	1	1/2	—	1/2	1	0	0	0	1	0	1/2	0	4 1/2
5	Géza Maroczy	1	0	0	1/2	—	0	0	1	1/2	1	0	1	0	5
6	Dr. Josef Noa	1/2	0	0	0	1	—	0	1	1/2	1/2	0	0	0	4
7	H. N. Pillsbury	0	0	1/2	1	1	1	—	1	1/2	0	1/2	1	1	7 1/2
8	Ignaz v. Popiel	0	0	0	1	0	0	0	—	1	0	0	0	0	2
9	Karl Schlechter	0	1/2	1	1	1/2	1/2	0	—	1/2	1	1/2	1	1	7
10	Dr. Siegb. Tarrasch	1/2	1/2	1	0	0	1/2	1	1	—	0	1	0	0	6
11	Michael Tschigorin	1	0	1	1	1	1/2	1	0	1	—	1	1/2	1	8 1/2
12	Karl Aug. Walbrodt	1	1/2	1	1/2	0	1	0	1	1/2	0	0	1	1	6 1/2
13	Simon Winawer	1	0	0	1	1	1	0	1	0	1	1/2	0	—	6 1/2

Sonach Stichkampf zwischen Charousek (Budapest) und Tschigorin (St. Petersburg) bei je 8 1/2 Gewinnpartien, um die beiden ersten Preise von 2500 bzw. 2000 Kronen (Sieger, wer zuerst zwei Partien gewinnt; remis zählt nicht). — III. Preis Pillsbury (Amerika) 1500 Kronen bei + 7 1/2; IV und V. getheilt zwischen Janowski (Paris) und Schlechter (Wien) mit 1000 und 600 Kronen bei je + 7; VI. und VII. getheilt zwischen Walbrodt (Berlin) und Winawer (Warschau) mit 400 und 200 Kronen bei je 6 1/2. — Einen Spezialpreis für das beste Resultat gegen die Preisträger erhält noch Dr. Tarrasch (Nürnberg) mit + 6; — es folgen dann Albin (Wien) und Maroczy (Budapest) mit je 5, Marco (Wien) mit 4 1/2, Dr. Noa (Oesterreich) mit 4, sowie v. Popiel (Lemberg) mit 2 gewonnenen Partien.

(Vom Altmeister William Steinitz aus New-York.) Derselbe hat sich bekanntlich im Anschlusse an seinen hiesigen Besuch am 20. August c. direkt nach Würshofen begeben, um durch Gebrauch der Kneip'schen Kur Heilung von einem langjährigen Leiden zu suchen. — Wie nun aus einer von Steinitz aus Würshofen an unseren Mitarbeiter K. H. unlängst gerichteten sehr herzlichen Zuschrift hervorgeht, hat sich sein Befinden vorzüglich gebessert und sieht derselbe in Folge dessen dem am 1. November c. in Moskau beginnenden Match gegen Lasker um die Weltmeisterschaft — Preis 5000 Rubel — mit grosser Zuversicht entgegen. — Während seines Aufenthaltes in Würshofen, der bis zum 23. d. M. dauerte, war Steinitz immer Gegenstand vieler Aufmerksamkeiten; so wurde ihm unter Anderem die Auszeichnung zu theil, von Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog von Mecklenburg in Gesellschaft gezogen zu werden, um Höchstdessen Gemahlin mit den Feinheiten unseres königlichen Schachs vertraut zu machen. — Ebenso hatte sich Steinitz stets der persönlichen Behandlung und Fürsorge des Herrn Prälaten Kneipp zu erfreuen. — In liebenswürdig launiger Weise gab der Altmeister seine grosse Befriedigung über unser in's Leben getretenes „Augsburger Schachblatt“ kund, wobei er besonders hervorhob, dass speziell die Presse in Bayern mit höchst anerkennenswerther Zuverlässigkeit der edlen Schachkunst ihre Spalten öffnet, um das Interesse hiefür auch weiterhin zu fördern. —

Wir wünschen Steinitz, welcher am 24. ds. Mts. nach Moskau abreiste, um sich daselbst, wie er bemerkte, einige Tage vor Beginn des Matches zu acclimatisiren, den besten Erfolg und werden unseren Lesern über den Verlauf des interessanten Wettkampfes entsprechend berichten.

Notiz.

Die Namen jener Schachfreunde, welche unsere Endspiele und Probleme richtig lösen, sowie die Lösungen innerhalb drei Wochen einsenden, werden stets an dieser Stelle veröffentlicht.

Alles auf das Schach Bezügliche ist ausnahmslos zu adressiren: „An die Redaction des Augsburger Schachblatt — Café Augusta — Augsburg.“